



Bettina Belitz  
Die Diamantkrieger-Saga  
Tashiras Bestimmung



BETTINA BELITZ

DIE DIAMANTKRIEGER-SAGA  
TASHIRAS BESTIMMUNG

Band 3



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 cbt Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Carolin Liepins, München

Umschlagillustration: © Shutterstock  
(Marques, seecreateimages, Andrey Paltsev, pio3)

MI · Herstellung: AnG

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16426-6

Printed in Germany

[www.cbt-buecher.de](http://www.cbt-buecher.de)

*Für Shalim*

*»Liebe ist die einzige Antwort auf den Hass.«  
(Dilgo Khyentse Rinpoche)*



## JENSEITS

»Hörst du mich? – Oh, wenn ich nur wüsste, ob du mich hören kannst ...«

Entmutigt schloss ich meine Augen und ließ mich gegen die knarzende Stuhllehne sinken, um neue Kraft zu schöpfen, auch wenn ich nicht wusste, woher ich sie nehmen sollte. Meine Kehle brannte vom vielen Singen und Summen, und mein Rücken krampfte ohne Unterlass, weil ich seit Tagen kaum etwas anderes tat, als in verdrehter Haltung an Ariels Bett zu sitzen und zu versuchen, ihn zurück zu den Lebenden zu holen.

Langsam ahnte ich, dass ich diese Macht nicht besaß, selbst als Diamantkriegerin nicht, und diese Ahnung barg einen Schmerz, der mich ebenfalls umzubringen drohte. Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde wie seines aufhören, aus eigener Kraft zu schlagen, sobald ich aufgab und mich aus seinem Zimmer entfernte, ihn alleine ließ. Das durfte ich nicht. Ich musste um ihn kämpfen, um jeden einzelnen Funken Leben, selbst wenn dieser Funke nur noch darin bestand, dass Maschinen seinen Organismus an einem seidenen Faden hielten und er, löste man die Schläuche und Kabel von seinem Körper, binnen Sekunden

endgültig gehen würde. Doch es hatte immer wieder Wunder gegeben, also konnte es auch bei ihm eines geben – erst recht bei ihm, einem erfahrenen Diamantkrieger. Alles andere wagte ich nicht zu Ende zu denken, obwohl ich vor Erschöpfung immer blasser und dünnhäutiger wurde und nicht wusste, wie lange die Ärzte mich noch als Dauergast in seinem Zimmer dulden würden.

Mit einem entschiedenen Ruck setzte ich mich wieder gerade hin, denn ich war in Gefahr gewesen, in der grauen Dunkelheit meiner Gedanken einzuschlafen. Meine Wimpern zitterten, als ich meine Lider nach oben zwang und meinen Körper beschwor, nicht erneut der Versuchung zu erliegen, sich auszuruhen. Das Grauen war geschehen, während ich geschlafen hatte, tief und fest, und mich ließ die quälende Idee nicht los, dass es nicht passiert wäre, wenn ich mich wie in den Monaten zuvor des Nachts stundenlang unruhig hin und her gewälzt hätte. Dabei wusste ich zu gut um die Abgründe der Hydra. Nachdem ich ihrem Black Priest verfallen war und ihn für Damir gehalten hatte, würde sie sich von jemandem wie mir nicht von ihren Verbrechen abhalten lassen, ob ich nun schlief, träumte oder wachte. Ariel war nicht angegriffen worden, weil ich mich ausgeruht hatte, sondern weil ich mich mit ihnen angelegt und ihn in meine eigenen Angelegenheiten hineingezogen hatte. Das war die bittere Wahrheit, auch wenn niemand der anderen Krieger es mir ins Gesicht zu sagen wagte. Ich hatte einen Diamantkrieger auf meinem Gewissen, der für mich wie ein Vater gewesen war – es sei denn, ich schaffte es, ihn wieder zu den Lebenden zurückzuholen.

Ich war diejenige unter uns, die diese Aufgabe vollbringen musste. Denn Kailash war nicht zurückgekommen; es lag alleine in meiner Hand. Er hatte mich gehört, dessen war ich mir si-



cher, und auch wusste ich, dass mein Schwert mir nun erscheinen würde, wenn ich das Training besuchte. Doch Kailash selbst war ferngeblieben, und ich hatte zudem nicht das Gefühl, mein Schwert verdient zu haben, solange es mir nicht gelungen war, Ariel zurück ins Diesseits zu singen.

Noch immer stiegen Tränen in meine brennenden Augen, wenn ich ihn betrachtete – wie er mit eingefallenem Gesicht und grauer Haut auf dem sterilen Bett lag, steif und starr und angeschlossen an unzählige Schläuche, Kanülen und Maschinen, die seine Lungen aufblähten und wieder erschlaffen ließen und sein Herz dazu antrieben, zu schlagen. Doch er befand sich im »irreversiblen Koma«. Das sagten alle Ärzte einvernehmlich, denn es gab keine Anzeichen, das Gegenteil anzunehmen. Ariel war hirntot – eine Tatsache, die in meinem eigenen noch lebenden Gehirn keine Gültigkeit bekam, weil meine Gedanken permanent dagegen anschrien. Es durfte nicht sein. Konnte ein Gehirn seine Arbeit nicht wieder aufnehmen, wenn es mir gelang, die dafür notwendige Energie hineinzuschicken? Lag das nicht im Bereich des Möglichen? Auch wenn La Loba mir gegenüber immer wieder betont hatte, dass wir in erster Linie Menschen waren – wir Diamantkrieger hatten besondere Fähigkeiten, ich hatte es bei ihr und Damir mit eigenen Augen gesehen. Meine Satori war inzwischen weit fortgeschritten, also besaß auch ich solcherlei Fähigkeiten. Ich sündigte, wenn ich sie nicht für Ariel einzusetzen versuchte.

Obwohl meine Kehle bereits beim Luftholen schmerzte, stimmte ich einen neuen Gesang an, leise und liebevoll und genährt von der unendlichen Hoffnung, ihn zu erreichen, wo auch immer er war, seinen Geist zu beschwören, zurückzukehren, und seinem Körper Leben einzuhauchen. Noch hatte ich Kraft genug, und obwohl meine Stimme heiser geworden war,

klang sie weich und angenehm. Tapfer tönte ich gegen das Stechen in meiner Brust an und spürte nach dem ersten Refrain plötzlich wohltuende Wärme in meinem verspannten Rücken, die meine Muskeln schmeichelte, als würde die Frühlingssonne auf sie scheinen. Ein Seufzen ließ meine Melodie erzittern, es klang beinahe wie ein Schluchzen. Doch ich durfte nicht weinen, denn wenn ich weinte, würde ich nicht mehr singen können ... und ich musste singen ...

»Sara. Gönn dir eine Pause. Niemand hat etwas davon, wenn du an seinem Bett zusammenbrichst.«

Mein Gesang erstarb in einem leisen Stöhnen, als La Loba hinter mich trat und tröstend ihre Hände auf meine Schultern legte. Sie war die Sonne gewesen, die ich in meinem Rücken gespürt hatte, und trotz meiner Trauer durchfloss mich tiefe, erlösende Erleichterung, sie bei mir zu fühlen. Sie lebte. Ja, sie lebte, und alleine dieses Wissen hielt mich aufrecht, seitdem ich in die Klinik gefahren war und mich an Ariels Bett gesetzt hatte. Nun rückte sie so dicht an mich heran, dass ich mich an sie lehnen konnte, während ihre Hände weiterhin auf meinen Schultern ruhten.

»Hast du ...« Ich stockte, denn das Du kam immer noch schwer über meine Lippen, obwohl ich wusste, dass mein gewohntes Sie La Loba gegenüber seit dem Erscheinen meines Schwertes und dem Wissen um meinen Namen fehl am Platze war. »Hast du Informationen über die anderen? Sind sie ... ist sonst noch jemand ...«

»Damir lebt, Sara.«

Nun konnte ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Stumm drehte ich mich zu ihr um und wehrte mich nicht dagegen, dass sie vor mir in die Hocke ging und mich an ihre Brust zog, wo ich weinte wie ein kleines Kind, das schlecht geträumt

hatte und von seiner Mutter getröstet wurde. Damir lebte ... Gott sei Dank, er lebte. All die Tage zuvor hatte ich nicht gewagt, sie danach zu fragen, aus Angst, etwas zu erfahren, was mir meinen letzten Lebensmut rauben würde, und auch aus dem Gefühl heraus, dass es verkehrt wäre, um ihn zu bangen, wo ich doch dafür verantwortlich war, dass Ariel hingerichtet worden war. Denn ich sorgte mich neben Ariel vor allem um ihn, weil ich ihn immer noch liebte, wenn auch anders und distanzierter als die Monate zuvor. »Und Tianna?«, murmelte ich erstickt, als ich wieder sprechen konnte. Ich wusste nicht, warum mir so wichtig war, dass es ihr ebenfalls gut ging, aber ich konnte nicht anders, als mich zu vergewissern, dass auch sie am Leben geblieben war.

»Alle unseres Kreises sind unversehrt. Alle außer Ariel. Sie wollten ihn, sonst niemanden. Aber lass uns nicht hier darüber sprechen. Es geht nichts verloren, wenn du dir eine Pause gönnst und etwas isst und trinkst. Erinner dich an das, was ich dich gelehrt habe, Tashira.«

Ein kühler, erquickender Schauer rann meinen Nacken hinab. Tashira ... La Loba hatte mich zum ersten Mal bei meinem wahren Namen genannt, ohne dass ich ihn ihr gesagt hatte. Noch hatte ich nicht mit ihr über die Ereignisse im Wald gesprochen. Wer hatte ihn ihr verraten? Kailash? Denn durch ihn hatte ich ihn gehört, kurz nachdem ich ihn gerufen und mein Schwert gesehen hatte. Während um mich herum alles zusammengebrochen war, hatte es sich mir endlich gezeigt, schimmernd und strahlend in der Finsternis, die mich in diesen Momenten umgeben hatte. Nun wusste ich auch, wie mein ureigener Klang gestaltet war, und ihn aus La Lobas Mund zu hören, hatte eine Wirkung, als habe ich meinen Kopf in einen Trog eiskaltes Wasser getaucht. Plötzlich war ich wieder hellwach und fühlte mich

stark genug, mich aus ihren Armen zu lösen und, wenn auch schwankend, aufzustehen.

»Ja, ich erinnere mich«, hörte ich mich klar und deutlich sagen, obwohl ich kaum etwas sehen konnte und das Blut in meinen Ohren toste. »Mit einem leeren Magen kannst du die Welt nicht retten.«

»... und auch nicht einen Menschen«, vollendete La Loba liebevoll, bevor sie mich am Handgelenk nahm, um mich nach draußen in den sterilen Flur der Intensivstation zu führen, wo sie mich wieder losließ und ich ihr schweigend am Überwachungszimmer vorbei durch die farblosen Klinikkorridore zur Cafeteria folgte. Jetzt spürte auch ich, dass sich mein Magen durch das viele Hungern in einer Art Dauerstarre befand und mich darum anbettelte, ihn zu füllen. Dank La Lobas Lehre wusste ich, dass ich etwas Warmes brauchte, und zog eine heiße Suppe, ein Sandwich und einen Apfel auf mein zerkratztes Tablett. Das Essen, beschloss ich, sollte mir Energie für das verleihen, was vor mir lag. Nur eines war noch wichtig für mich – bei Ariel Wache zu halten. Die Schule, mein Haus, sogar meine Katzen waren nichtig geworden. Sie brauchten mich nicht und konnten sich wunderbar alleine versorgen. Selbst mein Diamantkriegerdasein und meine Lehre bei La Loba blieben im Hintergrund, obwohl ich genau dadurch überhaupt erst in diese Situation gekommen war.

Doch es gelang mir, mich La Lobas natürlicher Freundlichkeit anzupassen und der Frau an der Kasse ein ehrliches Lächeln zu schenken, genauso wie ich automatisch mein Herz öffnete, als ich die Angst und die Last der Sorge spürte, die die Menschen in diesem Raum mit sich herumtrugen und sie so schwer atmen ließen, dass ihre Gesichter fahl waren und ihre Augen den Glanz verloren hatten. Kurz flackerte meine Wahrnehmung auf und

wollte mir ihre dunklen Hüllen präsentieren, doch es kostete mich keinerlei Mühe, sie sofort wieder zu dimmen. Ich musste nicht sehen, was ich ohnehin fühlte, und inzwischen wusste ich, wo meine An- und Aus-Schalter waren. Nur den Aus-Schalter für meine Traurigkeit und meine Schuldgefühle hatte ich noch nicht gefunden – denn ihn gab es nicht.

La Loba suchte gar nicht erst nach einem Platz für uns, sondern balancierte ihr Tablett mir voraus in das kleine, halb überdachte Atrium hinter der Krankenhauskapelle; ein Ort, an dem Pflanzen wuchsen und Blumen blühten, zu denen sich sogar einige emsig arbeitende Bienen gesellt hatten und in deren Kelchen Tautropfen im Sonnenlicht glitzerten. Die Luft war angenehm frisch und gleichzeitig warm genug, sodass wir uns auf die hölzerne Bank neben den Buchsbäumen setzen konnten, ohne zu frösteln. Der Frühling war gekommen; früher und entschiedener als im vergangenen Jahr, doch ich konnte mich nicht an ihm erfreuen, auch wenn die Sonnenwärme wie Balsam auf meiner Haut war.

Wir setzten uns nebeneinander und aßen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Mit jedem Bissen entspannten sich mein Nacken und meine Schultern ein wenig, und mein Kreislauf begann kräftiger zu arbeiten – ich wusste nicht, ob es an der Suppe lag oder an der Gegenwart von La Loba, die mir wie immer das Gefühl vermittelte, dass nichts derart katastrophal war, um nicht einen Weg zu finden, es gemeinsam zu stemmen. Doch so schlimm wie in diesen Tagen war mein Innenleben noch nie gewesen. Ich wäre freiwillig zurück in Kratos' Folterkeller gegangen, wenn ich Ariel dafür wieder lebendig gemacht hätte.

»Buck treibt mich und meine Katzen in den Wahnsinn«, brach La Loba in ihrer üblichen trockenen Art das Schweigen, nachdem wir unsere kleine Mahlzeit aufgegessen hatten, und

ich konnte nicht anders, als ihr Schmunzeln zu erwidern. Auch ihre Augen waren gezeichnet von Trauer und Sorge, doch das Licht in ihnen war ungebrochen. »Ich hätte nichts dagegen, wenn er woanders einen Platz finden würde.«

»Ich kann hier nicht weg«, erwiderte ich leise. »Es geht nicht, ich kann nicht. Nicht, solange er ...« Ich vermochte es nicht, meinen Satz zu beenden. Solange Ariel lebt? Er lebte nicht mehr, aber er war auch nicht tot. Nicht vollkommen tot.

»Du wirst es irgendwann müssen, Sara. Du tust seit einer Woche nichts anderes, als an seinem Bett zu sitzen.«

»Eine Woche?«, entgegnete ich mit mattem Staunen. Ich hatte mein Zeitgefühl verloren und hätte lediglich auf ein paar Tage getippt. »Ich habe seit einer Woche nicht geschlafen und kaum etwas gegessen?«

»Ja, zu solchen Dingen sind wir fähig, wenn es darauf ankommt, aber das bedeutet nicht, dass ich sie gutheiße. Es ist etwas Schreckliches geschehen, Sara, und auch ich bin erschüttert. Es ist angemessen, in solchen Situationen geschockt zu sein und erst einmal an nichts mehr anderes zu denken – ach, es ist menschlich. Doch nun wird es Zeit, wieder den Alltag ins Leben zu lassen. Zu schlafen. Sich ein Lachen zu erlauben, eine Auszeit vom Schmerz ...«

»Das darf ich nicht«, flüsterte ich.

»Wenn du so denkst, hat die Hydra ihr Ziel erreicht. Das, was ihre Handlanger getan haben, war ein terroristischer Akt; das muss dir klar sein. Sie haben sich einen von uns herausgegriffen und ihn scheinbar grundlos hingerichtet, und wenn wir daraufhin alles vergessen, was uns zuvor wichtig war, und wir in unserem Schock und unserer Angst versinken, weil wir uns unentwegt fragen, wer der nächste ist – dann haben sie gewonnen.«

Ich verstand, was sie meinte. Aber wieso sah sie nicht, was auf

der Hand lag und mich davon abhielt, mir auch nur eine Stunde Schlaf zu gönnen?

»Es geschah nicht grundlos. Es geschah wegen mir. Ich bin schuld an seinem Tod.« Zitternd rangen meine Hände miteinander, als würde ich versuchen, mich selbst festzuhalten. »Ich habe ihn mit reingezogen ...«

»Wo hinein? In sein Diamantkriegerdasein?« La Loba schnaubte leise und straffte ihren Rücken. »Oh nein, dazu hat er sich lange entschieden, bevor du in sein Leben getreten bist, und auch zu seinem Jurastudium und seinem Tätigkeitsfeld als Anwalt.«

»Ich meine nicht, dass ich schuld bin, weil ich ihn als Anwalt konsultiert habe!«, versuchte ich das Offensichtliche zu erklären. »In der Nacht, als ich erkannte, dass der Mann im Haus nebenan nicht Damir ist, bin ich in seine Villa eingedrungen und habe ihn gebeten, Kontakt mit dir aufzunehmen und dir zu bedeuten, dass ich dich sehen muss. Das hätte ich nicht tun dürfen, niemals, das hat sie auf ihn aufmerksam gemacht!«

»Oh, Sara ... Sie kannten ihn doch längst.« Seufzend strich La Loba über meinen Arm und sofort lösten sich meine Finger voneinander. »Außerdem hat er eigenhändig Andragon aus den Flammen gerettet. Wenn es nach dem Prinzip der Logik ginge, hätte er deshalb sogar etwas gut bei ihnen gehabt. Ariel hat seit Jahren Opfer der Unterwelt juristisch vertreten und immer wieder versucht, offenzulegen, was in den Katakomben tagtäglich geschieht. Ja, er hatte auch ein paar Scheidungen und andere familienrechtliche Angelegenheiten auf dem Schreibtisch, aber sein Hauptaugenmerk galt den Machenschaften der Hydra. Wenn du es so willst, hat er sich mit ihnen angelegt. Er stand wahrscheinlich schon lange auf ihrer Liste.«

»Davon ... davon hat er mir nie etwas erzählt!«, stotterte ich

verwirrt und erleichtert zugleich, doch diese Gefühle waren nichts im Vergleich zu der unermesslichen Liebe zu ihm, die nun, da ich nicht mehr mit ihm sprechen konnte, stärker war denn je zuvor. Der sanfte, gutmütige und väterliche Ariel Goldwasser, einer unserer ungeschicktesten Schwertkämpfer, hatte sich mit Typen wie Kratos angelegt – niemals hätte ich ihm das zugetraut. Sicherlich hatte er es auf seine Art getan, korrekt und sauber. Aber er hatte ihnen die Stirn geboten.

»Jeder von uns tut, was er kann«, sagte La Loba nach einer kleinen Pause, die auch sie gebraucht hatte, um sich wieder zu fassen. »Ich gebe dir recht darin, dass ein neuer Gipfel der Grausamkeit und Brutalität erreicht wurde. Schon deine Folter war eine Ausnahme und seine Hinrichtung sprengt alles Bisherige. Aber bitte, Sara, verfall nicht dem Glauben, du seist schuld daran oder dafür verantwortlich. Ariel wusste, was er tat, er war sich dessen jede Minute bewusst. Auch deshalb hat er keine Familie, keine Frau und keine Kinder. Er hätte sie nur in Gefahr gebracht.«

»Ich verstehe trotzdem nicht, warum ich wie eine Scheintote geschlafen habe, als es passierte!« Wenn ich daran dachte, fühlte ich mich nach wie vor schuldig. Ich hatte so feine Antennen, und ich hatte nichts gespürt, gar nichts! Erst Bucks Heulen hatte mich aus meinen fernen Träumen gerissen. »Warum habe ich es nicht gehört? Warum habe ich *ihn* nicht gehört? – Wir können uns doch gegenseitig rufen, oder?«, fügte ich scheu hinzu, was ich am eigenen Leib erfahren hatte, als ich Kailash gerufen hatte. Ich wusste, dass er weit weg lebte, vielleicht sogar nicht einmal auf diesem Planeten. Bei ihm hielt ich alles für möglich. Aber er hatte mich gehört. Also hätte es Ariel doch ein Leichtes gewesen sein müssen, mich zu rufen – oder La Loba.

»Du hättest ihn gehört, wenn er dich gerufen hätte. Auch ich hätte ihn gehört. Damir hätte es. Jeder von uns, der eine hohe



Schutzqualität in sich trägt. Wir haben ihn jedoch alle nicht gehört.«

»Heißt das, dass er uns gar nicht mehr rufen konnte? Hatten sie ihn betäubt?« Mit gerunzelten Brauen versuchte ich mich an den Arztbericht zu Ariels Verletzungen zu erinnern, doch mein massiver Schlafmangel machte es mir unmöglich. Mein Gehirn war genauso erschöpft wie der Rest meines Körpers.

»Nein, Sara. Ich gehe davon aus, dass er sich dazu entschieden hat, uns nicht zu rufen.«

»Aber warum denn nicht? Wieso sollte er uns nicht rufen, wir sind doch füreinander da! Wir hätten ihn retten können!« Meine Stimme war so laut geworden, dass sie mir selbst wehtat. »Ich wäre sofort losgefahren und du auch ...«

»Nun, vielleicht wollte er nicht gerettet werden«, raunte La Loba, nachdem ich mich ein wenig beruhigt hatte.

»Das verstehe ich nicht. Jeder Mensch will leben ... jeder! Und du sagst doch immer, dass wir vor allem Menschen sind ...« Verstört schüttelte ich den Kopf. »Ariel war nicht lebensmüde, er hat das Leben geliebt!«

»Ja, das hat er. Als Mensch hat er das Leben geliebt. Und als Engel ...« La Loba führte ihren Gedanken nicht zu Ende, da ich beim Wort Engel zusammenzuckte, und nahm stattdessen meine linke Hand in ihre. »Ariel ist ein hoch entwickelter Diamantkrieger. Womöglich wird er nun vor allem auf der geistigen Ebene gebraucht. Es kann gut sein, dass er das wusste und der Meinung war, seine Aufgaben auf der irdischen Ebene seien erledigt. Wenn dem so ist, müssen wir das respektieren, Sara. Bei diesen Dingen haben wir nicht mitzureden, wir können sie nur hinnehmen, so wie er hingenommen hat, was geschehen ist, ohne uns um Hilfe zu rufen. Das ist nicht leicht, auch für mich nicht. Für niemanden von uns.«

Obwohl La Lobas Worte einen Teil meiner Schuldgefühle abmildern konnten, blieben Zweifel, ob nicht alles anders gekommen wäre, wenn ich in jener Nacht nicht ausgerechnet Ariel als Boten ausgewählt hätte. Deshalb fühlte ich mich nach wie vor verpflichtet, an seinem Bett zu wachen und für ihn zu singen.

»Er ist immer noch da, Sara. Bei uns. Selbst wenn seine Seele keinen Körper mehr hat. Er ist nicht fort ...«

»Aber ich spüre ihn nicht. Ich sitze bei ihm, Stunde um Stunde, und kann keinen Kontakt zu ihm aufnehmen«, gestand ich, was mehr an meinen Nerven zerrte als das Ticken und Summen der Maschinen, an die er angeschlossen war. »Er fühlt sich so weit weg an.«

»Womöglich ist er auch nicht mehr dort. Es kann sein, dass du ihn woanders viel inniger spürst als an jenem Bett, auf dem sein Körper liegt, obwohl er an ihn gebunden ist, solange sein physisches Herz und seine Lungen noch ihre Arbeit tun, und das ist ... Das ist keine gute Situation.«

Ich wusste, worauf sie anspielte. Ich spürte es ja selbst. Ariel befand sich irgendwo zwischen Leben und Tod, und wahrscheinlich war genau das der Grund, weshalb es mir so schwerfiel, in Kontakt zu seinem Wesen zu kommen – etwas, was mir stets leichtgefallen war. Durch den Schleier meiner zurückgehaltenen Tränen beobachtete ich, wie La Loba sich bückte, um ihre Tasche zwischen ihren Füßen hervorzuziehen und hineinzugreifen, als wolle sie etwas herausholen, doch dann schien sie es sich anders zu überlegen und richtete sich wieder auf, um mich fest anzusehen.

»Wollen wir über deine Einweihung sprechen?«

»Über meine Einweihung?«, entgegnete ich abwehrend und rückte ein Stück von ihr weg. »Jetzt, in diesen Tagen? Darüber möchte ich weder sprechen noch nachdenken, und schon gar

nicht möchte ich so etwas planen, solange Ariel so ... so krank ist ...«

»Du kannst sie nicht planen. Sie ist bereits geschehen«, erwiderte La Loba schlicht, und in ihren Augen sah ich, dass ich dem, worüber wir jetzt reden würden, nicht länger ausweichen konnte.

»Sie ist geschehen? Ich verstehe nicht, was du meinst ... Okay, ich verstehe es wohl doch«, wandte ich meine Aufmerksamkeit leise stöhnend jenem Ereignis zu, das so klare und deutliche Spuren in mir hinterlassen hatte, dass ich es niemals vergessen würde. Trotz der Finsternis, in der es geschehen war, schickte es immer noch Lichtfunken durch mein Inneres, als habe jemand ein ewiges Feuerwerk in mir entzündet. »Es ist also gar keine Einweihung im Äußeren? Sondern geschieht einfach?«

»Es gibt auch noch eine äußere Einweihung für jene, die das gerne möchten, und ich würde dir raten, sie für dich in Anspruch zu nehmen, wenn du so weit bist, denn sie ist etwas sehr Schönes, eine Feier nur für dich. Wie ein zweiter Geburtstag, verstehst du?« Ich nickte beklommen, obwohl nur mein Kopf ihren Ausführungen zustimmte, nicht aber mein Bauch. An Feiern war derzeit nicht zu denken und ich verband nichts Gutes mit dem Wort Geburtstag. Jaga war an diesen Tagen oft besonders gemein zu mir gewesen und meinen achtzehnten hatte ich ganz alleine verbracht. »Doch immer folgt die äußere Einweihung der inneren. Im Dasein jedes Schülers kommt irgendwann der Moment, in dem er etwas erfährt, was ihn grundlegend prägt und sich klar von dem abhebt, was sein früheres Leben ausgemacht hat. Es ist, als würde er durch ein Lichttor schreiten.«

»Aber dieser Augenblick war so traurig und dunkel ...«

»Und doch hast du dich ihm nicht gebeugt, Tashira. Du hast dich aufgerichtet und Kailash gerufen. Du wusstest seinen

Namen – und deinen eigenen auch. Das passiert nicht jedem. Es hat eine Bedeutung.«

»Kailash«, wiederholte ich ehrfürchtig und erschauerte. »Was oder wer ist er eigentlich? Ist er ... ist er noch ein Mensch?«

»Er hat einen Menschenkörper, das ja. Und er versorgt ihn gerne mit gutem Essen, um seinen Schülern zu demonstrieren, wie wichtig es ist, fest auf der Erde verwurzelt zu sein und mit ihrer Materie umgehen zu können. Doch er selbst ...« La Loba senkte ihre Lider und lächelte versonnen. »Er ist jenseits von Gut und Böse.«

»Du kennst ihn, oder?« Noch immer hielt mich Ehrfurcht gefangen – nicht nur vor ihm, sondern auch vor ihr, denn ich spürte ihre starke Verbindung zu ihm. »Also persönlich?«

»Ich war seine erste Schülerin. Ich wollte es nicht sein ...« La Loba lachte leise. »Ich habe alles versucht, um vor ihm davonzurennen, und dachte mir, verdammt, warum verfolgt dieser Kerl mich – bis ich kapiert habe, dass nicht er mich verfolgt, sondern ich ihn gerufen habe, still und leise und ohne mir dessen bewusst zu sein. Dabei kenne ich ihn schon sehr lange. Sehr, sehr lange, Tashira.« Also nicht nur aus diesem Leben – sondern auch aus anderen?

»Du bist meine Lehrerin«, sagte ich ebenso leise wie sie. »Und seine Schülerin. Bedeutet das, dass er ein Meister ist?«, wählte ich jenes Wort, das mir für ihn am passendsten erschien. »Dein Meister?«

»Ja, für mich ist er das. Er ist mein diamantener Meister. Er hat mich gelehrt, was ich meinen Schülern lehre – auf meine Weise. Die Form ist anders, doch das Licht darin ist genährt von seinem.«

»Dann ist er auch mein Meister?«, schlussfolgerte ich vorsichtig, denn obwohl ich mir einst gewünscht hatte, Damir kön-

ne mein Lehrer werden – eine Vorstellung, die ich inzwischen als verdreht und unpassend empfand –, wollte ich den Gedanken nicht zulassen, dass über La Loba und mir ein Mann stand. Allerdings wusste ich im gleichen Moment, dass Kailash mir niemals auf die Weise begegnen würde, wie Damir mir begegnet war. Ob seine Schüler weiblich oder männlich waren, spielte für ihn keine Rolle.

»Das entscheidest du«, antwortete La Loba mit einem weisen Lächeln. »Und ich nehme an, das hast du bereits.«

»Sieht so aus«, bestätigte ich trocken. »Ich habe ihn gerufen – und wie ich euch kenne, bleibt das nicht ohne Folgen. Doch er ist nicht zu uns zurückgekommen, oder? In diese dunkle Stadt?«

»Nein.« La Loba atmete schwer und tief aus. »Doch ihm ist nicht entgangen, was geschehen ist, und er ist mit mir in Kontakt getreten.«

»Nicht körperlich, nehme ich an«, sagte ich, was ich sowieso schon wusste, und sandte ein kleines Stoßgebet gen Himmel, dass im Atrium nur Überwachungskameras, aber keine Mikrofone angebracht waren, denn sonst konnten La Loba und ich für immer in der Klinik bleiben und uns hier häuslich einrichten. »Aber was bedeutet das für mich? Oder haben wir alle ihn in dieser Nacht gerufen?«

»Ich weiß es nur von dir, obwohl viele von uns innerlich oft mit ihm in Verbindung treten, ob es ihnen bewusst ist oder nicht. Dass du ihn so deutlich gerufen hast, bedeutet, dass du eine Aufgabe bekommen wirst, um jene Probleme zu lösen, aufgrund derer du ihn um Hilfe gebeten hast.«

Ich gab ein halb resigniertes, halb neugieriges Brummen von mir, sagte aber vorerst nichts, sondern guckte abwesend einer kleinen Meise zu, die zwischen unseren Füßen nach herunter-

gefallenen Brotkrumen zu picken begann. Eine neue Aufgabe – das entsprach mir, denn seitdem ich zu den Diamantkriegern gekommen war, bekam ich nichts anderes als Aufgaben, und ich selbst hatte darauf gebrannt, dass sie möglichst abenteuerlich und schwierig ausfielen, damit ich mich bei ihrer Erfüllung beweisen konnte. Der Haken war, dass diese Aufgaben völlig anderer Natur gewesen waren, als ich es mir erhofft hatte – aber deshalb keineswegs leichter. Im Gegenteil. Und wenn eine Aufgabe persönlich von Kailash kam, dann ...

»Weißt du schon, wie sie aussieht?«, brach sich meine Neugierde Bahn. Außerdem nützte es ja nichts, sich vor ihr zu drücken, auch wenn ich in der jetzigen Situation weder Zeit noch Kraft hatte, mich ihr zu stellen. Doch ich wollte sie wenigstens kennen, denn La Loba hatte angedeutet, dass sie zur Lösung der Machenschaften der Hydra beitragen könne, und spätestens nach dem Attentat auf Ariel sollte jedem Diamantkrieger klar geworden sein, dass wir unsere Schwerter nicht nur zur Zierde trugen.

»Nein. Denn zunächst steht eine andere für dich an«, erwiderte La Loba ernst und bückte sich erneut, um ein zweites Mal in ihre Tasche zu greifen und dieses Mal ein schlichtes, braunes Din-A5-Briefkuvert herauszuziehen. Fasziniert beobachtete ich, wie die kleine Meise erstarrte, aber nicht wegflatterte, sondern La Lobas Bewegungen mit schimmernden Äuglein beobachtete, bis sie beschloss, dass sie bei uns sicher genug war, um sich erneut ihrem Festmahl zwischen unseren Füßen zu widmen.

»Wieder eine Aufgabe von dir?« Ich ahnte bereits, wie sie aussah. Ich sollte mich um meinen Alltag kümmern – etwas, was sich zwar zweifellos als segensreich erwiesen hatte, in der jetzigen Situation aber nicht funktionieren würde. Umso mehr würde La Loba darauf beharren.

»Nein. Es ist eine Aufgabe von Ariel.«

»Von Ariel?« Erstaunt hefteten sich meine Augen auf das braune Kuvert in La Lobas Händen, doch sie öffnete es nicht, sondern legte es wie einen Beweis zwischen uns auf die Bank.

»Wir können es auch einen Wunsch nennen. Ja, er hat einen Wunsch hinterlassen und dieser Wunsch geht an dich. – Das hier ist seine Patientenverfügung. Er hat sie erst vor wenigen Wochen verfasst.«

»Vor wenigen Wochen? Aber er war doch gesund, oder? – Ach, was frage ich überhaupt ...«, führte ich meine eigenen Worte ad absurdum, denn genau das waren sie. Diamantkrieger, erinnerte ich mich mit einem eisigen Kribbeln im Bauch. Wir sind Diamantkrieger. Es gab nicht nur schillernde Facetten dieses Daseins wie prachtvolle Lichtschwerter und ungewöhnliche Begabungen, sondern auch Dinge wie Vorsehung und schaurige Visionen. Ariel musste etwas geahnt haben, und erst jetzt konnte ich die Erinnerungen an unsere letzte Begegnung zulassen, während der er mich immer wieder so unerklärlich wehmütig angeschaut hatte. »Verdammt«, zischte ich in plötzlicher Wut. »Ich kann das nicht fassen! Er ahnte, dass sie ihm etwas antun werden, und hat nichts gesagt! Er hatte eine komplette Armee hinter sich stehen, auf die er hätte zurückgreifen können! Wieso nur hat er es nicht getan?« Alleine Damir konnte mit seinem Licht die Elemente zum Schäumen bringen, und was La Loba anzurichten vermochte, wenn sie in Hochform war, wollte ich mir gar nicht erst vorstellen. Ariel hätte nur mit dem Finger schnipsen müssen und sie wären da gewesen!

»Wie ich schon sagte, Sara – auch das gilt es zu akzeptieren, ebenso wie den Wunsch, den er geäußert hat. Die Verfügung ist, wie du dir denken kannst, juristisch einwandfrei; es gibt keinen Interpretationsspielraum.«

»Natürlich nicht«, murmelte ich tonlos. Als Anwalt hatte Ariel genau gewusst, was er schrieb und anordnete, und mir graute davor, den Inhalt zu erfahren, denn auch ich besaß inzwischen die Gabe der Vorahnung. Ich konnte regelrecht spüren, wie mein Solarplexus sich zusammenballte und sich dabei hektisch zu drehen begann. »Kannst du mir bitte sagen, was drinsteht? Ich will es nicht selbst lesen.«

»Ja, das kann ich.« La Loba hielt kurz den Atem an, bevor sie weitersprach. »Ariel hat verfügt, dass im Falle eines Unfalls jedweder Art, infolgedessen er sich in einem irreversiblen Koma befinden könnte, du alleine entscheidest, ob und wann die lebenserhaltenden Maschinen abgeschaltet werden.«

Ein paar schmerzhaft Herzschläge vergingen, während La Lobas Worte in meinen Ohren dröhnten und sich ein riesiges, schreiendes Nein in meinem Bauch aufzublähen begann. Nein. Nein ... Nein!

»Ich soll ihn umbringen? Hat er das wirklich verlangt – dass ich ihn umbringen soll?« Erschrocken sah ich mich um, denn ich war laut geworden, doch außer uns war niemand hier. Mit beiden Händen fuhr ich über meine Stirn und meinen langen, geflochtenen Zopf. »Das glaube ich nicht und ich will es auch gar nicht glauben. – Wollte er mich damit bestrafen? Dafür, dass ich ihn in alles hineingezogen habe?«

»Sara, du musst von diesen Gedanken der Schuld und Sühne wegkommen. Diese Zeiten sind vorbei. Solche Schlussfolgerungen tun dir nur weh«, wies La Loba mich mit milder Strenge zu recht und strich mir über meine erstarrte Wirbelsäule. »Er hat dir offenbar sehr vertraut, sonst hätte er diese Verfügung nicht geschrieben.«

»Aber das ist eine unlösbare Aufgabe! Ich habe noch Hoffnung, und die werde ich nicht verlieren, ganz bestimmt nicht.



Deshalb kann ich das nicht entscheiden, es geht nicht!«, wehrte ich mich erbittert gegen das, was Ariel von mir verlangte. »Ich habe außerdem gar nicht die notwendigen medizinischen Kenntnisse dazu!«

»Alles, was wichtig ist, steht in den ärztlichen Unterlagen. Ariel ist übrigens Organspender; das solltest du wissen. Sein Herz ist zwar leicht verletzt worden und könnte deshalb nicht verwendet werden, aber seine Nieren sind intakt und arbeiten gut. Auch seine Leber befindet sich in einem einwandfreien Zustand. Je länger er dort liegt, desto stärker wird die Qualität seiner Organe darunter leiden.«

»Das hilft mir nicht«, stieß ich hart hervor, obwohl ich die Bedeutung dieser Informationen sekundenschnell erkannte. Wenn Ariel starb, konnten andere weiterleben, und genau das hätte er gewollt. So war er mir stets begegnet – ein herzlicher, mitfühlender Mensch, der mit Überzeugung und Güte für Schwächere kämpfte. »Es ist nicht nur die Tatsache, dass ich über einen Menschen und im gleichen Atemzug für andere Menschen entscheiden muss ...« Genau das traf es, stellte ich geschockt fest und vergaß weiterzusprechen. Nun ging es nicht nur um Ariel, es ging auch um andere Leben. Die Verantwortung, die damit verbunden war, erdrückte mich jetzt schon. Er musste mich stärker eingeschätzt haben, als ich in Wahrheit war. »Er war für mich wie ein Vater«, sprach ich aus, was unentwegt in mir loderte und schmerzte. »Er war nicht mein Lehrer, und deshalb hatte ich zu ihm eine andere Verbindung als zu dir, eine persönlichere ... Es fühlte sich fast familiär an, weißt du?«

»Ja, Sara, das weiß ich, und egal, welche Entscheidung du fällst, ich werde sie respektieren. Ich werde dich in keine Richtung drängen, ich habe dir lediglich die Informationen gegeben,

die sowieso in diesen Papieren stehen. Dennoch will ich dir noch etwas dazu sagen.« La Loba wandte sich zu mir um und bettete meine kalten Hände in ihre. Ich musste ein paar Mal blinzeln, bis ich es schaffte, ihren Blick in meine Augen zuzulassen, denn er ging unendlich tief. »Der Tod ist nicht das Ende des Lebens, sondern ein Teil des Lebens. Sollte Ariel sich endgültig aus seinem physischen Körper lösen, können wir ihn nicht mehr betrachten, wie wir es vorher konnten. Wir werden nicht mit ihm sprechen können, nicht in seine Augen sehen können, ihn nicht berühren können, uns nicht an ihn anschmiegen, und all das tut sehr weh. Du weißt das, weil du bereits einen geliebten Menschen verloren hast.«

»Ja«, flüsterte ich unter Tränen. Oma, dachte ich fast flehend. Ach, Oma ... Ich denke so oft an dich. Und manchmal glaube ich, du bist ganz nah. Zum Greifen nah. Doch immer fasse ich ins Leere.

»Du hast außerdem andere Menschen sterben sehen.«

Auch das hatte ich. John. Loni. Cole. Jaga ...

»Du bist durch eine harte Schule gegangen. Doch der Tod ist nicht das Ende. Unser Körper ist sterblich, ja. Er ist unser Vehikel für die Erde, und er ist wichtig, solange wir auf diesem Planeten herumkrabbeln. Ich möchte seine Bedeutung nicht mindern. Doch wir sind mehr als das, viel, viel mehr, und dieses >mehr< kann nicht sterben. Es bleibt, auf immer und ewig, weil es dort existiert, wo es keine Zeit gibt.«

»Wie komme ich dort hin?« Ja, wie kam ich dorthin, wo Oma und Loni und John und Cole waren, wo konnte ich sie nun besuchen? Wo würde ich Ariel besuchen können, wenn er starb?

»Du bist bereits dort. Die Erde ist ein Teil dieses großen Ganzen und du kannst jederzeit über dein Bewusstsein Kontakt mit diesen Welten und Sphären aufnehmen. Energie geht niemals

verloren, sie wandelt sich nur. Genau deshalb ist es wichtig, jene gehen zu lassen, deren Seelen sich wandeln möchten.«

Ich musste an Loni denken, die so elend vor meinen Augen gestorben war, und plötzlich fand ich La Lobas Worte tröstlich. Wer weiß, welche Form Lonis Energie jetzt angenommen hatte. Ihr Leben war dunkel und finster gewesen, gezeichnet von Sucht, Angst und Verfall, doch nun war ihre Seele wieder frei und hatte eine neue Chance bekommen, genauso wie die von John und Cole und Jaga. Selbst meiner Adoptivmutter gönnte ich es, ein anderes Dasein zu finden, in dem ihre Seele sich erholen konnte, bevor – bevor sie ein weiteres Mal inkarnierte und wiedergutmachte, was sie angerichtet hatte? La Loba hatte recht, wenn man diese Seelen festhielt und sie an sich band, verweigerte man ihnen ihre Chance auf Wiedergutmachung. Trotzdem war meine Hoffnung, dass Ariel sich wie durch ein Wunder erholen konnte, zu stark, um mich von ihm abzuwenden oder gar zu entscheiden, die Maschinen abschalten zu lassen. Es kam mir schändlich vor, ihn jetzt schon aufzugeben, so wie ich nicht wollen würde, dass man mich zu schnell aufgab. Vielleicht erfand gerade irgendein Wissenschaftler da draußen eine Methode, hirntote Menschen wiederzubeleben. Das war möglich!

»Es ist sehr schwer, loszulassen. Unsere schwerste Übung überhaupt«, hörte ich La Loba sanft sagen und spürte, wie meine Finger nach ihren griffen und sie umschlangen, als wollten sie sich weigern, diese Übung jemals zu meistern. »Es gibt einen Bereich, wo du das Loslassen besser beherrschst als die meisten anderen Menschen und trotzdem nur gewinnst, nicht verlierst. Weißt du, was ich meine?«

Fragend schaute ich auf und merkte erst jetzt, dass ich meinen Blick nach innen gerichtet und meinen Kopf dabei fallen gelassen hatte. Einen Moment lang sah ich eine riesige grüne

und strahlend helle Hülle um La Lobas Kopf aufleuchten, dann normalisierte sich meine Wahrnehmung wieder.

»Ich steh ehrlich gesagt auf dem Schlauch. Nein, ich weiß es nicht.«

»Dein erster Ritt auf Salina – erinnerst du dich? Beim Reiten kannst du loslassen. Du bleibst weich und geschmeidig, ohne Angst, und lässt dem Pferd die Zügel. Du führst zwar auch, aber du gibst dich ganz dem Zauber dieser Tiere hin. Das schaffen die meisten Reiter auch nach Jahren des harten Trainings nicht.«

Verlegen senkte ich meine Lider und musste wider Willen lächeln. Ja, Salina ... Unser zweiter Ritt musste angstvoll für sie gewesen sein, doch unser erster gemeinsamer Ausflug zusammen mit La Loba nach der Nacht in Ariels Hütte war eine Offenbarung für mich gewesen. Ob sie mich überhaupt noch auf ihrem Rücken dulden würde nach unserem schrecklichen zweiten Galopp durch den Sturm, ohne Sattel und Zaumzeug? Würde sie mir eine Chance für einen dritten Versuch gestatten?

»Probiere es aus«, las La Loba meine Gedanken und drückte mir einen Schlüssel in die Hände. »Denn auch ich habe eine Bitte an dich. Es ist Frühling und im Frühling wollen Pferde raus in die Natur und laufen. Salina steht seit Tagen im Paddock, und ich habe keine Zeit, mich um sie zu kümmern. Tust du es für mich? Reitest du sie aus?«

»Jetzt? Heute?« Meine Lippen begannen zu zittern, teils aus Rührung, teils aus Verzweiflung. La Loba vertraute mir ihr Pferd an – wie schön wäre das gewesen, wenn Ariel leben würde. »Aber ich kann hier doch nicht weg!«

»Du kannst nicht nur, du musst sogar. Ob du Salina bewegst oder nicht, ich bestehe darauf, dass du eine Pause machst, an die frische Luft gehst, etwas isst und heute Nacht in deinem Bett schläfst. Ich verspreche dir, dass ich dich sofort anrufe, falls es

etwas Neues gibt, aber an einer Pause kommst du nicht vorbei, sonst wirst du selbst krank. Die nächsten zwei Stunden bleibe ich bei Ariel, dann wird Nilas übernehmen und anschließend Sheila. Du kennst sie vom Singen.« Oh, ja, ich erinnerte mich sofort an sie, eine alterslose Frau mit einem dichten, dunklen Lockenschopf, umgeben von waldgrünem Licht und mit einem Lachen, das so ansteckend war, dass ich alleine im Gedanken an sie lächeln musste. Sie war für mich die heimliche Elfenkönigin, obwohl ich noch nie eine Elfe gesehen hatte – sie hingegen, dessen war ich mir sicher, würde sie sehen können, falls es sie gab.

»Morgen früh kannst du wieder übernehmen, wenn du möchtest. Gönn dir Zeit, die neuen Informationen sacken zu lassen. Hier ist die Patientenverfügung.« Nun wanderte auch der braune Umschlag in meine Hände, doch ich faltete ihn sofort zusammen und stopfte ihn in meine linke hintere Hosentasche, wo er hart gegen mein Becken drückte. Ich fühlte mich noch nicht in der Lage, darüber nachzudenken, was Ariel von mir verlangte. Dazu war auch heute Nacht noch Zeit. »Glaubst du, du schaffst es, Salina zu satteln und zu trensen? Die Sattelbäume haben Namensschilder, der Schlüssel öffnet dir die Sattelkammer. Ihre Putzbox steht darunter.«

Abwesend nickte ich. »Ja, hab ich schließlich schon oft getan«, antwortete ich mit leiser Ironie, denn ich meinte nicht dieses Leben, sondern meine Zeit als Amazone, in der ich manchmal den ganzen Tag im Sattel verbracht hatte. »Ich gehe davon aus, dass die Grundprinzipien gleich geblieben sind.«

La Loba schmunzelte nur und gab mir einen sachten Klaps auf die Schultern. »Es ist erlaubt, auch in solchen Situationen Freude zu empfinden. Ariel hätte nichts anderes gewollt und deine Großmutter auch nicht. Du darfst abschalten und dich entspannen, auch in einer Zeit der Sorge und Trauer – gerade dann sogar.«

Abschalten ... Etwas in mir verzehrte sich danach, meinen Gedanken Ruhe zu gönnen und mich ausstrecken und regenerieren zu können, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Doch ob es mir gelingen würde, wusste ich nicht. Noch wirbelten die neuen Eindrücke und Informationen chaotisch in meinem Kopf durcheinander. So wurde mir auch leicht schwindelig, als wir aufstanden und ich nicht den Weg zur Intensivstation wählte, sondern an der nächsten Gabelung haltmachte, um mich von La Loba zu verabschieden.

»Ist das eigentlich normal?«, fragte ich sie zögerlich, nachdem wir uns umarmt hatten. »Dass so viele Menschen um einen herum sterben, wenn man erwacht? Denn wenn ich das gewusst hätte, dann ...« Wäre ich Damir ausgewichen? War das so – wäre ich ihm tatsächlich ausgewichen, wenn ich gewusst hätte, was durch mein Erwachen passiert?

»Nein, Sara. Das ist es nicht. Es ist bei jedem anders, aber bei den wenigsten leicht.«

»Wird es besser?« Meine Stimme war dünn geworden. Ich hatte Angst. Noch mehr tote Menschen um mich herum würde ich nicht verkraften.

»Wenn du das willst, wird es besser. Ja, es wird besser.«

La Loba hatte mir schon mal ein Versprechen gegeben, und sie hatte es gehalten, nachdem ich ihr vertraut hatte. Für eine kurze Zeit hatte ich Zufriedenheit und inneren Frieden gefunden.

Doch nun musste ich mir selbst ein Versprechen geben. Ich war keine Anfängerin mehr, keine Rekrutin. Ich hatte meinen Namen, mein Schwert und meine Einweihung.

Ich war eine Diamantkriegerin, und ich würde Kailash begegnen, eines Tages.

Von nun an war ich ganz alleine für mein Glück verantwortlich.



## WEICH GEBETTET

Erst als ich den Stall erreicht und den Motor abgestellt hatte, dämmerte mir, was La Loba mir eigentlich aufgetragen hatte, und ich schrieb es meinem Schlafentzug und dem tauben Gefühl in meinem Kopf zu, dass ich es nicht früher gemerkt hatte. Ihr Wunsch hatte mich an jenen Ort zurückgeführt, an den ich niemals freiwillig gegangen wäre, dorthin, wo ich gesehen hatte, was mich so tief traumatisiert hatte, dass ich mit beiden Händen das Steuer umfassen musste, um nicht den Motor anzumachen und mit quietschenden Reifen davonzurasen.

Ich war wieder am Wald angelangt, und er bot mir die einzige Möglichkeit, Salina zu bewegen. Alle anderen Wege und Straßen waren asphaltiert und für Ausritte denkbar ungeeignet, und sämtliche Pfade, die ich im Wald kannte, war ich entweder zusammen mit Ariel oder mit La Loba gegangen. Es gab keinen einzigen, der mich nicht an das erinnern würde, was geschehen war, und es würde vor allem das Schlechte sein, das mich kappern würde.

Ach, es geschah bereits, ohne dass ich das Auto überhaupt verlassen hatte. Leise stöhnend ließ ich meine Stirn gegen das

Lenkrad sinken, während mich die Bilder dieser Nacht mit einer Gnadenlosigkeit heimzusuchen begannen, die mich am liebsten um Erlösung hätten flehen lassen. Plötzlich sah ich wieder vor mir, was ich die vergangenen Tage an Goldwassers Bett mühevoll von mir weggeschoben hatte. Das rhythmische blaue Blinken der Polizeiautos, so kalt und fremd zwischen den Bäumen, das wilde Bellen ihrer Hunde, die durch den Wald jagten, um die Täter zu suchen – erfolglos, ich wusste es, bevor die Beamten sie von der Leine gelassen hatten. Die braune, kratzige Decke um meine Schultern, die mich wärmen sollte, ich aber kaum spürte; den heißen Tee in meinen Händen, den ich nicht trinken konnte, weil meine Kehle wie verschlossen war. Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Worte, die niemals trösten konnten. Meine Willenlosigkeit, als mich ein Seelsorger zu einem Polizeiwagen führte und ich ihm mit gebrochener Stimme klarzumachen versuchte, dass wir am Stall vorbeifahren mussten, um nachzusehen, ob Salina unversehrt nach Hause gefunden hatte.

Doch sie hatte nach Hause gefunden. Schweißnass und mit bebenden Flanken hatte sie am Gatter des Paddocks gestanden und darauf gewartet, dass sie hineingelassen wurde und zu ihrer Herde gehen durfte. Aber La Loba war nicht da gewesen. Oh, meine Angst ... diese haltlose, grelle, abgrundtief panische Angst, La Loba könne ebenfalls nicht mehr am Leben oder gefangen genommen worden sein, und die Unfähigkeit, dies den Menschen um mich herum mitzuteilen, weil sie nicht verstehen würden, was ich meinte und warum ich das dachte.

Danach das kühle, steril riechende Grün der Klinik, in der ich Tabletten schlucken musste, von denen ich nicht wusste, woraus sie bestanden, und nur einen Wunsch hatte – Ariels Hand zu halten, während sie in einer Notoperation versuchten, sein Leben zu retten. Denn ich hatte mich nicht geirrt. Etwas in ihm



hatte sich gerührt, bevor ich Kailash gerufen hatte, und es war wieder geschehen, nachdem ich seinen und meinen Namen erfahren hatte, stärker sogar als das erste Mal. Es war noch ein Hauch Leben in ihm gewesen, und jetzt musste ich darüber entscheiden, ob dieser Hauch es wert war, bewahrt zu werden oder nicht.

»Ich kann das nicht«, flüsterte ich zu mir selbst. »Das ist zu viel verlangt, ich kann es nicht ...«

Die letzte prägende Erinnerung dieser ersten Stunden im Krankenhaus war hingegen wie ein goldener Lichtstrahl – La Lobas Hand, die sich auf meine Schulter legte, nachdem ich unter der Wirkung der Tabletten fast eingedöst war, und die unendlich lang erscheinenden Sekunden, in denen ich sie ansah und mir nicht sicher war, ob ich träumte oder sie wahrhaftig neben mir stand. Doch es war kein Traum gewesen, sie war am Leben, und alleine das war es gewesen, was es mir ermöglicht hatte, alle Erinnerungen mit Gewalt von mir fortzuschieben und zu tun, was in meinen Augen und meinem Herzen das einzig Richtige war: Ariel nicht von der Seite zu weichen und leise für ihn zu singen, mal stumm und nur in meinem Inneren, mal mit meiner Stimme.

Doch nun hatte La Loba mich aus dieser selbst erschaffenen Blase herausgeschubst und dorthin dirigiert, wo alles angefangen hatte. Hier ging es nicht darum, herauszufinden, ob ein traumatisiertes Pferd es zulassen würde, dass ich mich wieder auf seinen Rücken schwang.

Es ging um mein eigenes Trauma. Nicht Salina sollte ihren Schock verarbeiten – denn wenn ich zu ihr sah, wie sie entspannt am Heu stand und kaute, hatte sie das längst –, sondern ich sollte es tun.

War La Loba tatsächlich so hart und schonungslos? Selbst für

eine Diamantkriegerin war meine Aufgabe eine Herausforderung, die kaum zu bewältigen war, denn ich wusste nicht nur, was im Wald geschehen war – durch meine erweiterte Wahrnehmung würde ich es auch sehen und hören können. Wie sollte ich dem nur gewachsen sein, nach einer Woche ohne Schlaf und ohne vernünftige Nahrung?

In einem Moment völliger Ratlosigkeit nahm ich die Hände vom Lenkrad und ließ meinen Kopf gegen den Sitz sinken, die Augen weich auf den Paddock gerichtet, der so friedlich und hell im Sonnenlicht vor mir lag. Spatzen und Elstern huschten über den frisch gesäuberten Boden, und eine grau getigerte Katze, die sich ein gemütliches Plätzchen auf einem Heuballen auserkoren hatte, rief fordernd nach mir, wie die meisten Katzen es taten, nachdem ich in ihren Radius geraten war.

Würde La Loba mir nach diesen Schrecken denn wirklich eine Aufgabe erteilen, der ich nicht gewachsen war? Vertrauen, erinnerte ich mich. Mein Misstrauen war stets der Fallstrick unserer Beziehung gewesen. Wenn ich ihr nicht vertraut hatte, war etwas schiefgelaufen, und die Folgen waren fatal gewesen. Ich musste mich auf dieses Vertrauen besinnen. Der Raum zum Ausweichen war kleiner geworden, ich spürte es selbst. Nun hatte ich mein Schwert, nun war ich eine Kriegerin. Noch immer wusste ich nicht, ob ich mich auf ewig der Loge verschreiben würde; dazu hatte ich zu wenig über sie in Erfahrung gebracht. Aber ich hatte weniger Spielraum, mich vor dem zu drücken, was ich war.

Egal, wie viele ihrer Gefährtinnen bei einer wichtigen Schlacht ums Leben gekommen waren – eine Kriegerin scheute sich nicht davor, anschließend auf ihr Pferd zu steigen und über den blutgetränkten Boden zu reiten. Trotzdem wurde mir flau, als ich mit einem entschiedenen Einatmen aus dem Auto stieg, es nachlässig mit der Fernsteuerung verriegelte und auf den Pad-

dock zuschritt, und für einen Moment hoffte ich, Salina würde mir so deutlich zeigen, mich nicht mehr auf ihrem Rücken zu dulden, dass ich meinen Plan guten Gewissens fallen lassen konnte.

Doch alles, was sie tat, war, mir ihren Hintern zuzuwenden, bis ich mit dem Halfter neben ihr stand und sie mit mäßigem Interesse ein Ohr in meine Richtung drehte, um mir zu bedeuten, dass sie mich wahrgenommen hatte. Dieses Pferd war nicht traumatisiert, sondern zutiefst beleidigt, und diese Erkenntnis entlockte mir das erste zarte Grinsen seit Tagen. Mit einem abgrundtief geplagten Seufzen folgte sie mir zum Anbindebalken und knickte sofort einen Huf ein, um zu dösen, sodass ich sie ungestört putzen und satteln konnte.

Wie durch ein Wunder musste ich bei keinem Handgriff überlegen, ob ich ihn richtig ausführte – meine Erinnerungen, die nicht in meinem Kopf, sondern in meinem Bauch und Herzen ruhten, leiteten mich zügig und sicher von Arbeitsschritt zu Arbeitsschritt, und so dauerte es keine halbe Stunde, bis Salina mit schimmerndem Fell und korrekt gesattelt und getrenst vor dem Paddock stand – zwar mit demonstrativ hängendem Kopf, aber wachsam gespitzten Ohren.

»Ich durchschau dich, Schätzchen«, raunte ich ihr wissend zu. »Eigentlich willst du raus in die Freiheit und freust dich, oder?«

Oh ja, und wie sie sich freute. Sobald ich mich auf ihren Rücken geschwungen hatte, begann sie auf der Stelle zu piaffieren, als gälte es, ein anspruchsvolles Showpublikum zu beeindrucken, riss den Kopfhoch und schnaubte prustend, wobei tausend winzige Wassertröpfchen durch die Frühlingsluft schwebten und meine Hände und mein Gesicht benetzten. Anstatt Angst zu bekommen, musste ich lachen, denn es bereitete mir ungeahnte Freude,

dieses geballte Bündel Leben unter mir zu spüren, doch schon im nächsten Moment presste ich meine Lippen zusammen, weil mir meine Heiterkeit wie ein Frevel vorkam.

Das hier würde kein fröhlicher Ritt werden, weder für Salina noch für mich. Wenn sie erst einmal ahnte, wohin ich sie führen würde, dann ... Verdammt. Sie hatte es längst gemerkt und gegen fünfhundert Kilo Eigensinn kam ich nicht an. Salina wollte nicht jenen Weg laufen, den ich kannte und der mich zu Ariels Hütte führen würde. Wir hatten den Waldrand mit dem Parkplatz noch nicht erreicht, da drängte sie schon mit aller Macht nach links, auf einen der breiteren Wege, der noch mit altem, braunen Laub bedeckt war, durch das keck die ersten Frühlingsblumen spitzelten – für Salina der ideale Untergrund, um aus ihrem nervösen Trab in einen ungestümen, geduckten Galopp zu wechseln.

»Sei's drum ...«, murzte ich ohne echte Gegenwehr, gab ihr die Zügel hin und ließ sie laufen. Sie würdigte es mit einem zustimmenden Quieken und einem kurzen Buckeln, machte sich aber sofort wieder lang und rannte, als sei der Teufel hinter uns her. Doch es war nicht Angst, sondern pure Freude am Dasein, das sie antrieb. Nachdem ich zugelassen hatte, dass sie mich ins Unbekannte führte, gab es nichts mehr, was sie schrecken konnte, und für mich galt das Gleiche, denn während wir uns von dem Hütten-Weg fortbewegten, nahm ich deutlich wahr, dass der Wald sich verändert hatte. Die Starre und Kälte des Winters war gewichen und hatte Platz geschaffen für die unaufhaltsame und radikal transformatorische Kraft des Frühlings. Die Luft roch süß nach frischem Grün und zarten Blüten, der kühle Wind riss die letzten trockenen Blätter des Herbstes von den Bäumen, damit endlich neue nachwachsen konnten, die Erde machte sich feucht und schwer, um Leben zu gebären. Über-

all zwischen den Zweigen wisperte und flüsterte es, weil die Waldwesen um mich herum unentwegt arbeiteten und tanzten und dabei die Schöpfung lobpreisten, als sei hier niemals etwas Grausames geschehen – es war der Lauf der Dinge, dass dem Winter der Frühling folgte, und kein Leid dieser Welt konnte daran etwas ändern. Warum also nicht feiern, dass neues Leben keimte und die Sonne die Adern des Waldes warm pulsieren ließ? Wer war ich, dass ich mir anmaßte, mich diesem Spiel zu widersetzen? Ich war doch ein Teil davon!

Plötzlich packte mich jener Übermut, den Salina gerade mit fliegenden Hufen und wehender Mähne zelebrierte, ließ die Zügel vollends los und breitete meine Arme weit aus. Gellend schallte mein Frühlingsschrei durch die duftende Luft, während ein Greifvogel elegant über unsere Köpfe hinwegsegelte und zustimmend meinen Ruf erwiderte. Mit einem Zucken griffen meine Finger um den Griff meines Schwertes, das ich zunächst nur spürte, dann hörte – ein vielstimmiger, reiner Gesang von blauen und weißen Diamanten, von Rubinen und Turmalinen – und schließlich hell und strahlend neben mir aufschimmern sah. Vertraut schmiegte sich sein Griff in meine Hand, und ich lachte glücklich auf, als ich sein Gewicht an meinem Arm ziehen spürte. Ich hatte mein Schwert, endlich hatte ich mein Schwert wieder!

Salina wurde noch ein wenig schneller, wobei sie sich flach machte wie eine Katze und ich den Rhythmus des Galopps kaum noch unter mir spürte, weil wir zu einem einzigen Wesen verwachsen waren. Schnaubend nahm Salina die Steigung vor uns, bis der Pfad auf einer Lichtung endete und sie eine abenteuerliche, aber gekonnte Vollbremsung hinlegte, bei der Erdbrocken aufspritzten und ich mit der Linken nach ihren Zügeln greifen musste, um uns beide zu stabilisieren.

Staunend blickte ich auf die Ebene, die sich wellig unter uns ausbreitete – eine riesige, sattgrüne Wiese, umsäumt von einem glitzernden Bach und einem dichten Wäldchen, und selbst von hier oben konnte ich sehen, wie Wind und Sonne mit den Grashälmmchen spielten und ihnen silbrigen Glanz verliehen. Laut schallte Salinas Wiehern durch die Luft, als ich den Krieger erkannte, der inmitten der Wiese mit seinem Schwert trainierte, den Oberkörper und die Füße nackt, den Schädel geschoren und sein Körper gezeichnet von Narben.

Damir.

Ja, dort unten führte Damir sein Schwert, in einem versunkenen, kraftvollen Tanz und gegen unsichtbare Gegner, die nicht aus Fleisch und Blut, sondern dunklen Gedanken, Energien und Versuchungen bestanden. Er tat das, was ich früher oft intuitiv getan und niemand je verstanden hatte – er sortierte, ordnete und klärte, genau wie ich, als ich eben rufend durch den Wald geprescht war. Jeder von uns tat es auf seine Weise, doch wir meinten das Gleiche.

Wir wollten die Welt ein kleines bisschen heller werden lassen und fingen dabei mit unserer eigenen an.

Meine Wangen brannten, als ich dabei zusah, wie er sich in einem eleganten Sprung um sich selbst drehte und dabei das Schwert warf und wieder auffing, sicher und geschmeidig. Die hoch stehende Sonne grub markante Schatten in seine Muskeln und ließ seine Wirbelsäule wie einen schwarzen Strich aussehen, doch vor allem fesselte mich das blaugrüne Licht, das ihn umgab und bei jeder Bewegung neu aufstrahlte. Auch mich umgab Licht. Ich wusste nicht genau, welche Farbe es hatte und ob es Trübungen aufwies und wo sich diese befanden, doch auch ich strahlte Licht aus.

Stolz richtete ich mich auf, und als habe er diese Regung ge-

spürt, hielt er inne und drehte sich um, das Schwert in der Hand, den Kopf zu mir gewendet.

Stumm stieß ich mein Schwert in die Luft, und sogleich hob er auch seines zum Gruße, und ich konnte sehen, wie sich ein Lichtbogen zwischen ihren Klingen spannte und elektrisiert zu knistern begann – zu viel für Salina, die aufgepeitscht zu tänzeln und zu steigen begann. Doch ich hielt mein Schwert weiter erhoben und wandte meinen Blick nicht von Damirs Gestalt ab, so, wie es früher einst gewesen war, als wir uns vor einer Schlacht begegnet waren, während meine Stute sich prustend um sich selbst drehte und ein weiteres Mal aufbäumte. Ein plötzlicher Windstoß fuhr in mein offenes Haar, und ich hatte das Gefühl, die Zeit sei stehen geblieben – nein, es gab sie gar nicht mehr. Auch Dampir regte sich nicht, während mein steigendes Pferd und ich in einem Moment der puren Endlosigkeit versanken, seine Vorderhufe neben meinem erhobenen Schwert in der flirrenden Luft verharrend, seine Zügel in meiner Linken, meine Augen feurig und flammende Hitze auf meinen Wangen.

Dann schob sich eine Wolke vor die Sonne und das ewige Ticken der Zeit rann zurück in unsere Venen. Mit den Schenkeln lenkte ich die bockende Salina auf den Weg, und sie galoppierte zurück in den Wald hinein, wo ich ihr Tempo nach und nach drosselte, bis ich sie in einen gemütlichen Trab und schließlich in den Schritt parieren konnte.

»Gut gemacht, Mädchen«, lobte ich sie atemlos und klopfte ihren verschwitzten Hals. »Und jetzt müssen wir das tun, woran kein Weg vorbeiführt. Wir müssen, Salina . . .«

Das Adrenalin schoss noch immer schäumend durch meine Adern und machte es mir leicht, nicht ins Schwanken zu geraten, sondern durch reine Gedankenkraft mein Schwert verschwinden zu lassen, beide Zügel zu greifen und kürzer zu nehmen

und Salina auf jenen Weg zu leiten, der uns zur Hütte führen würde. Denn seitdem ich Damir gesehen hatte, hatte mein Verdacht, der anfangs nur eine vage Hoffnung gewesen war, neue Nahrung erhalten.

Es war nicht nur der Frühling, der diesen Wald mit aller Kraft verwandelte.

Sie waren hier gewesen – meine Seelengefährten. La Loba, Damir, Nilas, Tianna und wahrscheinlich auch Sheila und andere Diamantkrieger ... Sie hatten sich in den Wald begeben, um den Ort des Geschehens zu heilen und zu trösten, so gut sie es vermochten, damit die Hydra uns nicht nahm, was fest zu uns gehörte – die freie, ungezähmte Natur.

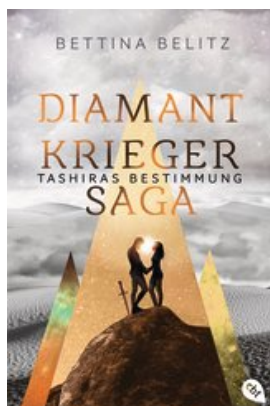
Deshalb hatten sie Ariel hier hingerichtet und nicht anderswo. Sie wollten beschmutzen, was uns heilig war.

»In diesem Wald finden keine Hinrichtungen statt«, hörte ich ihn sagen – und plötzlich ahnte ich, warum er sich womöglich nicht gewehrt hatte und lächelnd gestorben war. Weil es dann keine echte Hinrichtung gewesen war? Sondern eine Art selbst gewählter Märtyrertod? Der Wald gehörte uns Diamantkriegern nicht, aber wenn wir es zuließen, dass die Hydra ihn für sich einnahm und wir ihn deshalb zu meiden begannen, hatte sie ihren Terror vollendet.

Es rührte mich zu sehen, wie behutsam und sorgfältig meine Brüder und Schwestern gearbeitet hatten.

Noch immer waren der Schrecken und die Trauer zu spüren, doch genauso stark fühlte ich das sanfte, beruhigende und nährende Licht der Heilung und des Trostes. Es würde noch einige Zeit vergehen, bis die Wesen des Waldes sich erholt hatten und mit ihnen die Bäume, Pflanzen und Tiere, doch sie waren nicht erstarrt, sie regten sich wieder und ließen sich von der Sonne durchwärmen, um die Schatten aufzulösen. Auch Damir war





Bettina Belitz

## **Die Diamantkrieger-Saga - Tashiras Bestimmung**

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 15,0 x 22,7 cm  
ISBN: 978-3-570-16426-6

cbt

Erscheinungstermin: Juli 2017

Lass los und werde frei!

Endlich ist es so weit – die Diamantkrieger nehmen den Kampf gegen die Hydra auf. In einem abgelegenen Wüstentempel bereiten Tashira (wie Sara seit ihrer Einweihung genannt wird) und ihre Gefährten sich auf die Konfrontation mit den Mächten der Unterwelt vor. Doch die anhaltenden Spannungen zwischen Tashira und Damir drohen alles zu gefährden. Der Kampf in der Unterwelt wird zum entscheidenden Wendepunkt: Können die Diamantkrieger dem Bösen in der Welt etwas entgegensetzen und wird Tashira ihre Bestimmung annehmen?



**Der Titel im Katalog**